

www.e-rara.ch

Keines zu klein Helfer zu sein

Spyri, Johanna

Gotha, [1890]

Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM

Shelf Mark: SPYRI Keines: 1890

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-16658>

Allen zum Trost.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

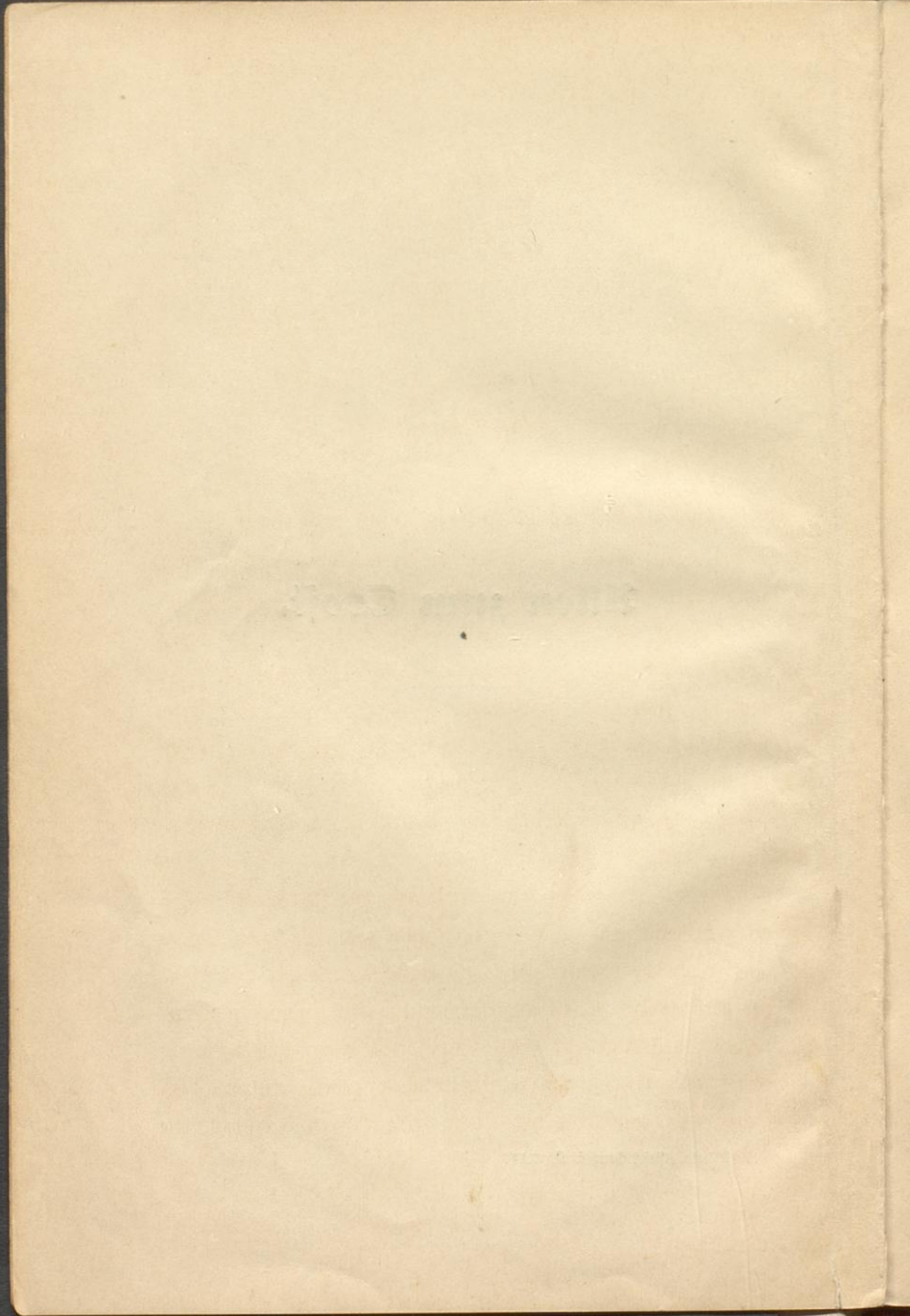
Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Allen zum Trost.



Kapitel I.

Beim Kesselbauer.

„Am Forst“ hieß das letzte Haus, das noch ziemlich höher als alle andern stand, die, von Wiesen und Äckern umgeben, da und dort zerstreut am Berge lagen, dessen Grat die Waldung, der Forst genannt, bedeckte. War hier oben das Gras auch lange nicht mehr so fett wie unten im obst- und kornreichen Thal, so war es dafür so kräftig, daß, wenn es geschnitten auf der Wiese lag, die ganze Luft umher mit Wohlgeruch erfüllt war.

Das Haus am Forst war keines der großen Bauernhäuser, aber eine der schönsten Wiesen zog sich vom Hause weit die Halbe hinunter, und der große Kartoffelacker hinter dem Haus lieferte aus dem trockenen Boden eine reichliche Ernte ganz vorzüglicher Knollen. Warum der Besitzer der Kesselbauer genannt wurde, wußte niemand so ganz bestimmt zu sagen; die einen meinten, es werde eben viel Kesseln auf seinem Boden geben, andere aber sagten, es komme daher, daß seine Worte meistens wie

Brennesseln stechen. Er selbst hörte es nicht ungern, daß er so genannt wurde, denn er kannte nur die erste Auslegung und es war ihm recht, daß die Leute glaubten, sein Boden trage Nesseln und nicht das erträgliche Gras und die reichlichen Kartoffeln, die er einheimste. In seinem Stall, der am Hause angebaut war, standen zwei Kühe neben der unentbehrlichen Geiß, aber drei würden da auch Platz haben, dachte der Bauer öfters bei sich und rechnete nach, daß noch ein guter Sommer, eine reichliche Heuernte und die Milch, die er in die Sennhütte liefern konnte, ihm so viel einbrächten, daß eine dritte Kuh angeschafft werden könnte. Sein Schwager unten am Berg hatte auch drei, warum sollte er's nicht auch so weit bringen, wie der? Noch eine andere Rechnung hatte er in seinem Kopf hin und her zu bewegen. Der Nesselbauer rechnete viel; er rechnete immer. Er hatte zwei Buben von zwölf und vierzehn Jahren, die arbeiteten beide schon tüchtig mit ihm, und nun kam ja der jüngere auch gleich aus der Schule und konnte den ganzen Tag mit bei der Arbeit sein. Wenn nun der Viehstand sich noch um etwas vergrößerte, so konnte er auch das Stück Land noch gut gebrauchen, das an seine sonnige Wiese grenzte und noch mehr wert war selbst als diese. Das Land konnte er bekommen, das wußte er. Der Eigentümer wollte es verkaufen; er hatte sonst genug Arbeit, so allein wie er stand, ohne Frau und Kind. Dann könnte er aber gut noch einen

dritten Buben brauchen für die vermehrte Arbeit, rechnete der Kesselbauer weiter, denn fremde Leute würde er nie anstellen. Aber er wußte auch nicht, warum er nicht drei Buben haben sollte, sagte er sich, sein Schwager hatte ja auch drei. Dazu hatte dieser noch zwei Töchter; solche beehrte er aber nicht zu haben. Die Arbeit, die der Frau zukam, machte die seinige allein fertig und dazu pünktlich und schweigsam; so junge Weibspersonchen aber würden ihre Zeit zum Schwatzen gebrauchen und wären beehrlich; das kannte er schon. Aber einen Buben konnte er noch gebrauchen. Das war der klare Schluß seiner Rechnung. Nichtig, nicht lange Zeit nachher, als er von der Arbeit heimkam, rief seine Frau ihm zu: „Komm herein und sieh das artige Kindlein an, das gekommen ist.“ Und wie er hereintrat, sagte sie: „Es ist aber kein Bub', es ist ein Töchterlein.“

Das verdroß den Bauer sehr, so hatte er nicht gerechnet.

„So mach damit, was du willst“, sagte er und ging wieder hinaus.

Als der Sonntag nahte, da das Kindlein ins Dorf hinabgetragen und getauft werden sollte, fragte die Mutter: „Wie soll das Kind heißen, wir haben ja noch nichts ausgemacht.“

Da antwortete der Bauer: „Du kannst es ja Eva heißen, die hat zuerst einen ins Unglück gebracht.“

Die Frau gab selten eine Antwort zurück, aber diesmal sagte sie: „Das Kleine wird wohl nicht extra gekommen sein, um dich ins Unglück zu bringen; aber Eva kann es schon heißen, mir ist der Name recht.“

So wurde die kleine Eva getauft und nachher Eveli genannt. Das Eveli wuchs heran und war ein sehr leutsames und ein besonders mitleidiges Kind. Jedem kleinen Tierlein ging es aus dem Wege, oder hüpfte schnell drüber, daß es ja nicht getreten werde. Traf es eines, das verwundet oder halbtot dalag, so hatte das Eveli keine Ruhe, bis es das Tierlein schön auf ein weiches Blatt gebettet hatte, daß es aussah, als sei ihm jetzt ganz wohl auf seinem schönen Bette. So hatte Eveli viele kleine Freunde ums Haus herum, denn es war, als ob alle die Tierlein die Freundlichkeit vergelten wollten, die ihnen zuteil wurde. Überall hüpfen und flogen sie um das Eveli herum und wenn es in seiner offenen Hand kleine Körner oder Brotsamen hinhielt, so kamen die Vögelin herangeflogen und pickten sie ihm ganz zutraulich aus der Hand. Aber wenn Leute daherkamen, flüchtete sich Eveli schnell ins Haus hinein und auch drinnen schaute es scheu um sich, sobald es Fußtritte hörte. Das war aber nicht zum verwundern, denn wo Menschen waren, da hatte das Eveli immer das Gefühl, es sei am unrechten Platz. Schon von klein auf, wenn es umher lief und der Vater kam eben herbei, so sagte er ärgerlich: „Lauf einem

doch nicht immer in die Füße, du kleines, unnützes Ding du!"

Und später hatten die zwei Brüder, der Heini und der Vieni, auch angefangen so zu thun und noch viel öfter, als der Vater, denn es war so bequem, wenn einer von seiner Arbeit geärgert war oder wenn sie sich über einander erboht hatten, sich in dieser Weise Luft zu machen. So riefen sie immer schon, bevor sie noch recht in Evelis Nähe kamen, erst der eine, dann der andere: „So lauf einem doch nicht immer in die Füße, du unnützes Ding du!"

So kam Eveli zu dem Gefühl, wo immer es mit den Leuten zusammen sei, da sei es ihnen in den Füßen. Das machte, daß das Eveli sehr scheu war und alle Menschen fürchtete, nur die Mutter nicht. Die war nie unfreundlich und gab ihm keine bösen Worte. Aber auch andere Worte hörte es wenige von ihr, denn den ganzen Tag durch mußte sie hart arbeiten und am Abend war sie so müde, daß sie gleich einschlief, wenn sie sich neben Eveli hinlegte. Als Eveli das sechste Jahr zurückgelegt hatte und der Frühling nahte, sagte die Bäuerin eines Tages zu ihrem Mann: „Man muß daran denken, wie man es mache, das Kind muß zur Schule nach Ostern.“

„Da ist nichts zu denken, dann geht's eben zur Schule, und damit fertig“, gab der Mann zurück.

„Es ist noch zu klein und ist zu schwach, den Weg

viermal des Tages zu machen“, sagte die Frau wieder, „über Mittag muß es unten bleiben; man muß jemand anfragen dafür.“

„Es nicht in die Schule schicken, wär' das gecheiteste“, brummte der Mann.

„Ist mir auch recht, nur wird der Bericht von unten herauf kommen, was wir zu thun haben“, entgegnete die Frau ruhig.

„So schick's zu deinem Bruder.“

Damit ging der Mann weg. Die Frau hatte ganz gut gewußt, daß ihr Bruder unten im Dorf der einzige war, den man fragen konnte, und auch der nächste, aber der Mann mußte selbst die Sache befehlen, sonst wäre sie ihm nie recht gewesen, das wußte sie wohl. Am Sonntag Nachmittag ging sie dann, mit Eveli an der Hand, das doch auch den Weg recht kennen lernen mußte, den Berg hinab nach Unterwies zu den Verwandten. Es war niemand daheim als die alte Großmutter, die Mutter der Messelbäuerin, die bei ihrem Sohne wohnte. Sie war sehr erfreut, einmal wieder ihre Tochter zu sehen, die so wenig von Haus fort kam, daß die Mutter sie kaum ein paarmal im Jahre sah, denn zum Forst hinauf konnte sie nicht mehr kommen. Auch ihr Enkelkind, Eveli, nun auch kennen zu lernen, freute sie, und daß es von Ostern an jeden Tag zu ihr kommen sollte, gefiel ihr sehr wohl. Die Kinder des Sohnes waren ja alle fünf schon er-

wachsen, Hans, der jüngste, schon sechzehn Jahr alt. Eveli war unsäglich erleichtert, als es hörte, daß alle die fünf und dazu noch Vater und Mutter fort waren; es hatte völlig gezittert vor dem Augenblick, da es vor alle die Leute treten und sie grüßen sollte. Die Großmutter aber war so gut und so alt; sie zitterte auch immer, Eveli konnte es gut sehen; vielleicht fürchtete sie sich auch. Eveli hatte gleich ein großes Vertrauen zu ihr gefaßt. Die Großmutter meinte nun, die Tochter würde wohl gut thun, den Bruder und seine Frau abzuwarten, um selbst die Sache mit ihnen abzumachen, aber die Frau hatte Eile, wieder heimzukommen; ihr Mann war es nicht gewohnt, daß sie fort ging; er erwarte sie sicher schon lange wieder, sagte sie. Die Großmutter könnte ja die Sache nun wohl vermitteln, meinte sie, und käme kein abjagender Bericht, so würde Eveli von Ostern an täglich über Mittag zu ihnen kommen. Die Großmutter versprach, für die Sache zu reden. Sie freute sich darauf, daß Eveli kommen würde. Das Kind in seiner stillen Art mußte sich ja auch fürchten, an einem ganz fremden Orte zu sein, bei ihr wäre es doch eher daheim, meinte sie. Eveli wollte wohl gern zur Großmutter hinunter kommen, wenn sie nur allein wäre; aber vor den Vettern und den Basen, den alten und den jungen, hatte es eine große Furcht im Herzen und hoffte immer, Ostern komme noch lange nicht. Aber Ostern kam ganz schnell heran und

Eveli mußte seine Schulgänge beginnen. Als es zum erstenmal zum Mittagessen beim Vetter erschien und zu den vielen Leuten sich an den Tisch setzen mußte, war es so schüchtern, daß es nicht wagte, die Augen aufzuschlagen und kaum sein Essen herunter schlucken konnte vor lauter Furcht vor allen den Augen, die es anschauten. Wenn es etwas gefragt wurde, gab es so leise Antwort, daß es kaum konnte verstanden werden, und als man von Tisch aufstand, wußte es gar nicht, wohin es stehen sollte, denn es mußte ja fürchten, nun werden gleich alle sagen, es komme ihnen in die Füße. Nach einigen Tagen fingen die jungen Vettern an, es zu necken über Tisch.

Der eine sagte: „Hast du auch reden gelernt, Eveli, oder braucht man das nicht dort oben, macht man's sonst?“ Und der andere sagte: „Sie machen es dort oben vielleicht wie die Vögel im Forst; sie pfeifen, anstatt zu reden.“

Dann mußten sie sehr lachen und auch die Schwestern lachten laut auf und die eine sagte, Eveli soll nur lospfeifen, es gehe für einen Kanarienvogel; man hätte doch schon lange gern einen gehabt. Das machte alle noch einmal so laut lachen, daß Eveli vor Schrecken sich ganz zusammenduckte.

„Laßt es nun gelten mit den Späßen“, sagte die Großmutter, „wenn's ja auch nicht böß gemeint ist, ihr seht ja, wie ihr's erschreckt.“

Aber es kamen täglich wieder ein paar Späße auf, denn Eveli lernte nicht reden und saß so zusammengefaltet am Tisch, daß der junge Vetter Hans sagte, es sehe perfekt aus, wie ein zusammengeklapptes Taschenmesser, was ein schallendes Gelächter hervorrief. Nach dem Essen gingen aber bald alle auseinander, jedes an seine Arbeit in die Küche und aufs Feld und nach dem Garten; nur die Großmutter blieb zurück. Die setzte sich dann wieder an ihr Spinnrad und nun kam für Eveli immer noch eine schöne Stunde, bis es dann wieder in die Schule zu gehen hatte. Es stellte sich dann in die sichere Ecke hinter das Spinnrad der Großmutter und diese erzählte ihm etwas aus der Zeit, da sie selbst ein Kind war, so wie Eveli jetzt, oder sie redete sonst freundlich mit dem Kinde, oder manchmal sagte sie auch: „Nun wollen wir ein wenig singen miteinander.“

Das mochte Eveli besonders gern, denn wenn auch die Stimme der Großmutter ein wenig zitterte, so tönten die Lieder doch so schön in Evelis Ohren, und es sang sie alle so gern mit, denn das Singen war dem Eveli über alles lieb. Es hatte auch selbst eine helle, reine Stimme, und war diese auch nicht sehr kräftig, so war sie doch klangvoll wie ein Glöcklein. Die Großmutter hörte es auch so gern, wenn das sanfte Stimmlein ihre alten Lieder sang, die sie sonst von niemand mehr singen hörte. Eveli thaute auch immer ganz auf und konnte allerlei erzählen,

wenn es so allein bei der Großmutter war, während es nie wagte, vor den Vettern und Basen ein Wort zu sprechen und immer noch scheuer vor ihnen wurde, je mehr sie es mit Späßen aufzumuntern versuchten. Wenn es dann wie ein scheuer Vogel so schnell als möglich vom Tisch weg in die Ecke floh, wo das Spinnrad stand, und die Großmutter sich gleich wieder hinsetzen würde, dann sagte sie manchmal zu ihm: „Siehst du, Eveli, sie thun es nicht, um dir etwas zuleide zu thun, sie wollen nur gern einander zu lachen machen; du solltest nur mitlachen.“ Aber das war dem Eveli nicht möglich.

Kapitel II.

Eveli macht eine Bekanntschaft.

Wenn Eveli am Abend nach der Schule den Berg hinan ging, war immer eine Schar Buben vor ihm her, die mit großem Lärm und vielen Seitensprüngen denselben Weg zurücklegten. Es waren die Buben der verschiedenen Bauerngüter, die zerstreut am Berge lagen. Dann und wann verschwand wieder einer von der Schar; sein Ziel war erreicht, oder er hatte seinen Weg seitwärts zu nehmen. Gegen die Berghöhe hin wurde die Schar immer lichter und zuletzt stieg Eveli noch ganz in der Stille und allein dem Forst zu. Bis zur halben Höhe war die Schar immer noch groß und Eveli hielt sich zurück und schlich nahe den Hecken entlang, daß es von den Buben nicht gesehen werde. Dort, am Ende der Hecke, gerade bevor ein Rudel von ihnen auf die Seite lief, geschah täglich etwas Merkwürdiges. Eveli konnte nie recht begreifen, was es war; da staute sich jedesmal der Zug, ein lauter Gesang und ein sonderbarer Lärm begann und

dauerte eine kleine Weile; dann brach ein ungeheures Gelächter aus und dann, noch unter schallendem Lachen, rannten die Buben auseinander. Es wunderte nun das Eveli doch ein wenig, was dort immer vorging, wenn es schon schreckliche Furcht vor den lärmenden Buben hatte. Heute war es ihnen etwas näher gekommen als gewöhnlich; sie hatten gar so viele Seitensprünge zu machen gehabt. Jetzt kam gleich das kleine Haus, etwas seitwärts vom Wege; eine große Birke stand daneben. Dort ging jedesmal der Lärm los. Die Buben waren alle mit langen Haselruten bewaffnet; das konnte Eveli gut sehen. Es ging schnell noch ein wenig vorwärts, dann duckte es sich hinter den krummen Apfelbaum am Wege.

Jetzt ging es los: mit furchtbar erhobenen Stimmen fangen die Buben alle zusammen in festem Takt

„Dort sitzt der Buckel-Bene,
Dort sitzt der Buckel-Ben,
Dreimal drei ist nene
Und eins ist zehn.“

Dazu schlügen immer die Hinteren auf die Schulsäcke der Vorderen mit ihren Haselruten den Takt so fest, daß es schallte und krachte und die Ruten in Stücke flogen. Dann mußten die Säger so unbändig lachen, daß sie eine ganze Weile nicht vom Fleck kamen; dann auf einmal stoben sie auseinander, alle auf und davon.

Jetzt kam Eveli hinter dem Baum hervor; es schaute forschend zu dem Häuschen hinüber, ob denn da jemand

zu sehen sei. Es sah nichts; die Thür stand offen, aber es war niemand da. Aber dort unter der großen Birke nebenan, dort stand ein Stühlchen hart an den Stamm gedrängt; es saß etwas Kleines darauf, das sich bewegte. Eveli wagte sich noch ein wenig näher; jetzt war alles deutlich zu sehen. Auf dem Stühlchen saß ein kleiner buckliger Junge mit schwarzem Haar, der schaute auch eben mit forschenden Augen zu Eveli hinüber; dem hatten die Buben ihr Lied gesungen, das war nun Eveli ganz klar. Es hatte eine schöne rote Nelke in der Hand; die Großmutter hatte von ihrem Stock am Fenster die Blume abgebrochen und sie Eveli geschenkt, weil es so sehnsüchtig immer nach den schönen Blumen geblickt hatte.

Jetzt lief Eveli plötzlich der Birke zu, legte schnell die Nelke dem kleinen Jungen aufs Knie und rannte dann davon ohne umzuschauen, so als hätte es eine That ausgeführt, vor der es sich selbst fürchten mußte.

Als es am folgenden Abend wieder denselben Weg machte, hörte es nichts von dem Lärm und Gelächter von gestern; vielleicht waren die Buben ihm so weit voraus gewesen, daß es sie nicht hören konnte, oder vielleicht saß heute der Junge nicht dort, darum hatten sie nicht gesungen.

Es nahm Eveli sehr wunder, ob er nicht dort sei; es mußte wieder, wie gestern, ein wenig näher gehen.

Plötzlich ertönte von der Birke her ein Ruf: „Komm zu mir herüber!“

Eveli wich schein einige Schritte zurück; es wollte fortrennen, aber der Ruf ertönte nochmals und wie bittend: „Komm doch zu mir herüber!“

Jetzt nahte sich Eveli langsam der Birke, behutjam um sich schauend, ob auch niemand anders noch da sei. Auf dem Stühlchen saß ein blasser, ganz verwachsener Junge; in der Nähe sah er aber älter aus, als Eveli gedacht hatte; von weitem hatte es geglaubt, ein ganz kleines Bübchen zu sehen.

„Komm nur ganz nah“, sagte er, als Eveli nun wieder etwas schein stehen blieb. Es gehorchte. Der Junge schaute es ganz ernsthaft an mit seinen forschenden grauen Augen. Das bleiche Gesichtchen war so mager und ein solcher Ausdruck des Leidens lag darauf, daß es Eveli tief zu Herzen ging.

„Warum hast du mir die Blume gebracht?“ fragte er jetzt.

„Weil sie dir so gesungen haben und dann auch gelacht“, antwortete Eveli.

„Ja, und ich bin doch nicht schuld“, sagte der Junge.

„Woran?“ fragte Eveli.

„An dem Buckel; um deswillen lachen sie mich aus.“ Der Kleine schaute mit seinen ernsthaften Augen zu Eveli auf, so forschend, als wollte er fragen, ob es auch Lust hätte zu lachen.

„Ja, ich weiß schon, wie es ist“, sagte es teilnehmend.

„Nein, das weißt du nicht, du hast keinen Buckel.“
Der Junge hatte schon gleich nach dem Rücken des Kindes geblickt.

„Aber ich habe anderes, das sie zu lachen macht, sie lachen auch über mich, du kannst es glauben“, sagte Eveli.

„Warum denn?“ fragte der Junge.

„Weil ich nicht reden kann vor so vielen Leuten, und weil ich immer allen Leuten im Wege bin“, antwortete Eveli.

„Du mußt ihnen nur aus dem Wege gehn“, riet der Junge.

„Ich kann nicht, nur die andern können das, aber ich kann es gewiß nicht“, versicherte Eveli, „wenn ich noch so gern wollte. Aber weißt du, sie wollen dir vielleicht nichts zuleide thun“, setzte es schnell hinzu, wie sich und ihm zum Trost; „sie wollen nur gern machen, daß sie alle miteinander fürchtbar lachen müssen.“

„Meinst du?“ sagte der Junge. „Wie heißest du?“

„Eveli, und du?“

„Beni; hast du nicht gehört, wie sie sangen?“

„Ja freilich, aber ich wußte nicht, ob's wahr ist, was sie sangen, oder nur erfunden. Bist du immer ganz allein?“

„Ja, der Vater kommt nur heim zum Schlafen und früh am Morgen geht er wieder fort auf die Arbeit.“

„Wo ist denn deine Mutter?“

„Ich habe keine, nur eine Base, aber die hört nichts, die ist immer drinnen in der Stube. Kommst du morgen wieder zu mir herüber?“

„Ja, wenn du so allein bist, so will ich wohl“, sagte Eveli, das jetzt auf dem Sprung war, fort zu eilen.

„Kommst du jeden Abend?“ fragte Beni wie bittend.

„Ja, wenn du es gern willst, so komm ich schon“ sagte Eveli noch eilig, denn nun mußte es rennen; es war ziemlich viel Zeit über dem Gespräch dahingegangen. Eveli hatte eine Freude im Herzen, wie es noch gar nie gekannt hatte. Da war jemand auf der Welt, der sich darauf freute, daß es wieder zu ihm komme, und es war ein armer, kranker Junge, vor dem es sich gar nicht fürchten mußte. Sobald es daheim war, lief es der Mutter nach, um ihr alles zu erzählen und zu fragen, ob es jeden Abend zu Beni hinübergehen und ein wenig bei ihm bleiben dürfe. Die Mutter konnte lange nicht zuhören; sie hatte von der Wäsche zum Milchsieben, von da zu dem jungen Schweinchen und von diesem zum Kartoffelschälen in die Küche zu eilen. Hier konnte Eveli endlich an sie herankommen und seine Erlebnisse und seine Bitte vorbringen. Die Mutter erlaubte gern, daß Eveli die Freude haben sollte; daheim fragte ja niemand nach dem Kinde; ob es früher oder später heimkehrte, gewahrte ja kein Mensch, als sie. Eveli konnte es am andern Tag kaum erwarten, daß

die lärmenden Buben vor ihm her ihren Spektakel abgethan haben und sich zerstreuen würden, damit es vorrücken durfte. Beni streckte ihm schon die schmale Hand entgegen.

„Es war mir heute gleich, daß ste sangen, weil ich wußte, daß du hinter ihnen herkommst und es hörst, und daß du denkst, sie thun nur so, damit sie einander recht zu lachen machen können“, sagte er. „Bleibst du jetzt ein wenig bei mir?“

Eveli wollte das gern thun und setzte sich auf den Boden neben das Stühlchen hin. Beni wollte so gern wissen, wie es in der Schule zugehe und wie es sei, wenn man lesen könne, und ob Eveli glaube, es könne bald auch aus einem Buch eine Geschichte herauslesen und verstehen, so als habe einer sie ihm erzählt. Die Base hatte ihm einmal gesagt, das lerne man in der Schule, und wenn er dann gesund sei und Kraft zum Gehen in den Beinen habe, könne er auch in die Schule gehen und alles lernen, wie andere Kinder.

„Aber das kann ich nie“, setzte Beni traurig hinzu; „ich bekomme keine Kraft; ich kann nicht feststehen.“

Nun begriff Eveli, warum er immer zwei kleine Krücken neben sich stehen hatte. Der arme Beni war nicht nur bucklig, er konnte auch nicht stehen und nicht gehen; nur auf die Krücken gestützt, konnte er herumhüpfen. Das kam dem Eveli schrecklich vor; es suchte mit beklemmtem Herzen nach einem Trost

„Wenn du größer bist, wirst du gewiß kräftiger“, sagte es, sich selbst die Überzeugung einredend; „dann kannst du immer noch zur Schule gehen; du bist gewiß noch nicht so alt.“

„Neun Jahre alt bin ich schon“, sagte Beni, ganz ernsthaft mit dem Kopfe nickend.

„Ja, das macht gar nichts“, fuhr Eveli eifrig fort, „weißt du, wie wir es machen können, bis du dann auch in die Schule kommen kannst? Ich komme alle Tage zu dir, und dann will ich dir jedesmal zeigen, was wir wieder gelernt haben, welche Buchstaben und was für Striche zu schreiben. Weißt du, lesen kann ich nun noch lange nicht, aber manchmal erzählt uns der Lehrer eine Geschichte; die will ich dir dann auch erzählen, dann ist es gerade, wie wenn du in die Schule kommen könntest.“

Benis sonst so ernsthaft und traurig blickende Augen erglänzten vor Freude.

„Glaubst du, daß ich dann wirklich lesen lernen kann und nachher alle Geschichten aus den Büchern herauslesen und verstehen kann?“ fragte er ganz erregt von der so viel verheißenden Aussicht.

„Ja, natürlich, ganz wie wir in der Schule. Ich will dann gewiß recht aufpassen, daß ich nichts vergesse“, versprach Eveli, „gar nichts, damit du immer alles recht mitmachen kannst. Wollen wir gleich anfangen?“ Beni zitterte vor Verlangen nach seinem ersten Unterricht, und

noch niemals vorher hatte ein Kind seine ersten Griffelstriche mit solcher Wonne unternommen, als Beni heute die seinigen ausführte.

In Benis Leben war etwas ganz Neues gekommen. Wenn er am Morgen erwachte, sah er etwas vor sich, auf das er sich freuen konnte, das hatte er bis jetzt gar nicht gekannt. Den ganzen Tag schaute er nun mit einer Hoffnung im Herzen dem Abend entgegen. Auf den lärmenden Gesang der Buben lauschte er jetzt jeden Tag mit dem größten Verlangen; es war ja das Zeichen, daß Eveli nun gleich kommen würde. Sobald die Buben auseinandergestoben waren, trat es auch regelmäßig hinter dem Apfelbaum hervor und kam dahergeannt. Nun begann auch gleich die Arbeit und Beni ging mit einer solchen Begierde daran, daß Eveli ihm gar nie genug zu lernen aufgeben konnte. Immer fragte er wieder: „Habt ihr nicht noch etwas erlernt?“ Wenn dann Eveli noch so recht genau nachdachte, fand es doch manchmal noch etwas, das es vergessen hatte; dann leuchteten Benis Augen auf in einer Freude, als wäre ein neuer Strich zu einem Buchstaben ein unvergleichliches Kleinod. „Vielleicht kommen wir nun bald zum Lesen, Eveli, denk, wie das sein wird!“ sagte er glückstrahlend. „Denk, dann können wir aus jedem Buch lesen, was darin steht. Glaubst du, daß es viele Bücher giebt? Hat man immer noch etwas zu lesen, so elange man lebt?“

„Ja, ja, natürlich“, antwortete Eveli dann versichernd, „denk doch nur, in der Schule hat jede Klasse ein eigenes Lesebuch, nie zwei dasselbe, und die Kinder, die lesen können, gehen jeden Sonntag zum Herrn Pfarrer und holen ein Buch zum Lesen; denk nur, jedes ein eigenes, und jeden Sonntag geht jedes wieder und holt ein neues und nie, nie das gleiche.“

Beni mußte sich sehr verwundern, daß es so viele Bücher gebe, und immer heißer wurde sein Durst, dahin zu gelangen, alles lesen zu können, was in diesen Büchern stand. Immer noch gesteigert wurde dieser Durst durch die schönen Geschichten, die Eveli alle paar Tage dem Lehrer nach erzählte; die waren so spannend und alle seine Gedanken erfüllend, aber immer so bald zu Ende, daß Beni jedesmal einen rechten Schmerz empfand, wenn Eveli sagte: „Nun ist sie aus.“ Dann dachte er, vielleicht wäre sie im Buch doch ein wenig länger, oder dann käme jedenfalls gleich eine neue nachher; Eveli wußte eben immer nur eine auf einmal. Aber auch schon auf diese freute Beni sich die ganze Woche lang. Noch etwas hatte Beni durch Eveli kennen gelernt, einen Genuß, der ihm jedesmal die Thränen in die Augen brachte und ihm doch das Herz erfreute. Beni hatte nie singen gehört, denn das tägliche Geschrei der Buben: „Dort sitzt der Buckel-Beni“, konnte kaum so genannt werden. Nun hatte ihm Eveli schon oft von seinem Aufenthalt beim Vetter über Mittag

erzählt und wie es sich täglich darauf freue, daß alle andern die Stube verlassen und es dann noch eine Zeit lang ganz allein bei der Großmutter sei, die immer so gut sei und Lieder mit ihm sänge.

Da wollte dann der Beni gern wissen, wie diese Lieder tönen, und als ihm Eveli mit seiner weichen, klangvollen Stimme zum erstenmal ein Lied sang, da liefen dem Beni die hellen Thränen die Backen herab, von Anfang bis zu Ende. Aber seither kannte er nichts Schöneres und täglich, wenn Eveli darauf beharrte, nun sei nichts mehr zu lernen, bat er inständig: „Aber gelt, noch ein Lied singst du mir, oder nur einen Vers, oder bitte, zwei!“ Und damit schaute er so verlangend zu Eveli auf, daß es ihm die Bitte niemals hätte verweigern können, wenn es auch meinte, heute sei es schon zu spät geworden bei dem vielen Buchstabieren. Sang dann Eveli wieder, so saß Beni wie versunken da; er wußte selbst gar nicht, daß er die Augen voller Thränen hatte. Wenn Eveli ihn fragte, was es ihm singen solle, dann sagte er jedesmal: „Das Lied vom Frühling.“ Eveli war immer willig zu thun, was er gern wollte und sang auch gleich, was es ihm schon hundertmal vorgesungen hatte:

„Singen alle Vöglein wieder
Frühlingshauch, Frühlingshauch,
Tönt's in meine Kammer wieder:
Sing du auch! Sing du auch!

Ach, wie kann ich mit dir singen,
 Vögelein, Vögelein!
 Sieh, gelähmt sind meine Schwingen,
 Kann nicht sein, kann nicht sein!
 Doch es singt dem lahmen Kranken
 Immer noch, immer noch:
 Nicht mitsliegen, aber danken
 Kannst du doch, kannst du doch.
 Fühlst du doch den warmen, süßen
 Sonnenschein, Sonnenschein!
 Blütenweiße Zweige grüßen
 Froh herein, froh herein.
 Sieh im warmen Lichte schweben
 Was erstarrt, was erstarrt,
 Alle Blümlein sich erheben,
 Die geharrt, die geharrt.
 Dir auch wird ein Frühling tauen,
 Glaub es doch, glaub es doch!
 Fliegst wie ich zum Dom dem blauen,
 Höher noch, höher noch!

Blieb nachher noch Zeit und mußte Eveli nicht jetzt schon rennen, damit es noch vor dem Abendessen daheim sei, wenn der Vater und die Brüder heimkommen würden, dann bat Beni gewöhnlich: „Sing nur noch das vom Gesehenen!“ Und dachte Eveli, es gehe noch an, sang es ihm auch noch das Lied:

Trage dein Leid,
 Wird dir auch manchmal so bange,
 Kommt erst die Zeit,
 Steht schon der Retter bereit,
 Wart nur, es währt nicht so lange.

Klage nur sacht,
Daß sich die Sonne verborgen;
Kurz ist die Nacht,
Wenn du vom Schlummer erwacht,
Grüßt dich ein schimmernder Morgen.

Jammer und Leid,
Ist doch vergänglich ihr Wesen,
Dulde dich heut,
Morgen kommt sonnige Zeit,
Morgen schon kannst du genesen.

Kapitel III.

Ein neues Reid.

Um diese Zeit hatten alle, die um den Nesselbauer waren, ein schweres Leben. Sogar die beiden Buben, die er sonst über ihre Arbeit belobte, konnten ihm nichts mehr recht machen. Darüber waren die beiden so ärgerlich, daß sie ihren Verdruß auch an jemandem auslassen mußten. Dazu war denn niemand da, als das Eveli, das jetzt gehen und stehen konnte, wo es wollte, so mußte es vom Vater oder den Brüdern hören, es stehe einem überall im Weg und sei jetzt viel zu groß dazu; es könnte Besseres thun. Der Nesselbauer hatte seinen Wunsch erreicht, er hatte eine dritte Kuh anschaffen können und mit seinen zwei erwachsenen Söhnen brachte er alle vorliegende Arbeit so gut fertig, daß er das schöne Stück Land, das er schon lange im Auge gehabt hatte, nun ankaufen konnte. Er wußte, daß der Nachbar es herzugeben im Sinn hatte, sobald ein Käufer komme, der gleich bezahlen konnte, und das konnte er, hatte er doch seit sieben Jahren Tag und

Nacht darauf gedacht und gerechnet und sich und alle, die zu ihm gehörten, so knapp als möglich gehalten, um jeden Pfennig zurückzulegen für den Ankauf eines Stück Landes, das einem so viel einbringen würde, daß man es nachher dann besser haben könnte als je vorher. Darum könne man wohl jetzt ein wenig sparen, sagte er. So war er eines Sonntags zum Nachbar hinübergewandert, um mit ihm zu handeln. Der Mann lebte ganz allein; er hatte sich nie verheiratet und besorgte seit Jahren alles allein, seinen Stall, seine Äcker und seine Wirtschaft. Seine Arbeit war ihm aber mit den Jahren etwas zu viel geworden, sonst würde er nicht daran gedacht haben, sein schönes Stück Land wegzugeben, hatte er selbst gesagt. Bis jetzt war ihm auch noch kein Käufer recht gewesen. Als der Nesselbauer bei ihm eintrat und sein Vorhaben vorbrachte, schoß der Nachbar zwischen seinem verwilderten Haar und struppigen Bart zornig glühende Blicke auf ihn und sagte ihm, es nehme ihn nur wunder, daß der Nesselbauer sich erfreue, Land von ihm zu begehren; er wolle mit ihm nichts zu thun haben; der Nesselbauer werde wohl wissen warum. Dann zeigte er auf die Thür und sagte kein Wort mehr. Der Nesselbauer ging; er sah, daß nichts zu machen war; er hatte sich verrechnet, als er annahm, der Nachbar werde wohl schon lang verschmerzt haben, was vor zwanzig Jahren vorgegangen war. Es stand ein Birnbaum auf der Grenze zwischen

ihren zwei Aekern, die aneinander stießen, und beide Bauern hatten ihn als Eigentum angesprochen. Da sie sich nicht darüber einigen konnten, waren sie vor Gericht gegangen; der Baum war dem Nesselbauer zugesprochen worden. Da dieser nun gewonnen hatte, war ihm die Sache schon lang als verjährt vorgekommen, und er nahm an, der Nachbar werde es auch so haben. Dieser aber hatte verloren und hatte seinen Birnbaum nie verschmerzen können, und jedesmal, wenn er diesen anschaute, schoß sein Zorn gegen den Nesselbauer von neuem empor. Seit diesem Sonntag, da der Nachbar ihn abgewiesen hatte, war es mit dem Nesselbauer so geworden, daß man ihm nichts mehr recht machen konnte, und es war, als würde er immer noch grimmiger. Er konnte auch Tag und Nacht nichts anderes mehr denken, als wie er es nur anstellen könnte, daß er zu dem Stück Land käme, für das er nun seit sieben Jahren geschwitzt und gespart und gerungen hatte, wie um ein höchstes Gut, dessen Besitz ihm dann alle Mühe ver süßen würde. Nun er sich am Ziele sah, sollte alles umsonst sein, alles aus, alles vergebens, das konnte nicht möglich sein, es war nicht zu ertragen. Ein schönes Stück Land war das begehrte wirklich, das einträglichste am ganzen Berg. Es lag nicht nur in der vollen Mittagsonne, es zog sich noch am Berge hin gegen die Abendseite, es hatte den letzten Sonnenstrahl. Finster brütend und an dem einzigen Begehren fort und fort

nagend, ging der Nesselbauer umher, bis er zu dem Entschluß kam, dem Nachbar zu bieten, was er nicht ausschlagen würde; das Stück Land mußte er haben, und sollte er noch drei volle Jahre darum arbeiten müssen und keinen Pfennig bares Geld mehr besitzen nachher. Dies Land mit der fruchtbaren Erde, dieses einzig schöne Stück Land mußte sein Eigentum sein.

Am Sonntag Abend, als die Dämmerung hereinbrach, ging der Nesselbauer ein zweitesmal dem Hause des Nachbarn zu; am hellen Tage wollte er den Gang nicht thun. Das Haus stand ziemlich weit weg, an der Abendseite der Halde und ein gutes Stück weiter unten am Berg. Der Nachbar hieß der Mittelbauer, weil sein Gut nicht oben beim Forst, aber auch nicht unten am Berg lag. Er stand unter dem Scheunenthor, als der Nesselbauer herankam. Dieser ging langsam der Scheune zu: „Ich komme noch einmal um des Kaufs willen“, sagte er, „ich meine, wir könnten doch noch einig werden.“

„Meine Meinung wißt Ihr“, sagte der andere, ohne sich zu bewegen.

„Ich kann bezahlen und mehr, als Ihr für das Land festgesetzt habt.“

„Ist mir gleich.“

„Ich zahle den vierten Teil mehr und die Hälfte von allem bar.“

„Was ich gesagt habe, wißt Ihr.“

„Wie viel wollt Ihr dafür? Ich gebe noch mehr, sagt, was der letzte Preis ist.“

Jetzt fuhr der Mittelbauer auf: „Ihr müßt mein Land nicht haben und wenn ich darüber ein Bettler werden müßte! Und wenn Ihr bis zum Neujahr hier stehen und weiter bieten wollt, so bekommt Ihr doch keine andere Antwort, jetzt wißt Ihr's.“ Damit drehte der Mittelbauer seinem Nachbar den Rücken zu und ging zum Haus hinüber.

Der Kesselbauer war so ingrimmig, daß er beide Fäuste ballte; aber da war nichts zu machen; es war aus und vorbei mit seinem jahrelang gehegten Plan, mit seinen schönsten Ausichten. Wie ein halb Totgeschlagener ging er heim.

War auch die Zeit eine recht schlimme und wußte Eveli gar nicht mehr, wo es nur seine Füße hinsetzen sollte um niemand in Born zu bringen, so hatte es doch im Herzen einen Trost, immer wieder die Abende mit dem Freunde verbringen zu dürfen und zu sehen, welche Freude der Beni immer und immer wieder über seine Ankunft empfand! Unterdessen war der Hochsommer gekommen. Heute zeigte der Lehrer den Kindern in der Schule an, daß mit der nächsten Woche die Ferien beginnen werden und sie somit sechs Wochen lang nicht mehr zu erscheinen haben. Das war eine große Nachricht, die Eveli dem Beni zu bringen hatte. Jetzt war es so lange heller Tag und vielleicht

durfte es schon früh im Nachmittag zu ihm kommen; was hatten sie da für viele schöne Stunden miteinander zuzubringen! Eveli eilte nach der Schule den Berg hinan und stürzte, sobald der Weg frei war, der Birke zu. Beni saß jämmerlich weinend auf seinem Stühlchen; er konnte vor Schluchzen kaum sein: „Guten Abend, Eveli“ herausbringen.

„Was hast du, Beni, was hast du? Hat dir jemand etwas zuleid' gethan?“ fragte Eveli ganz erschrocken.

„O, es ist alles aus“, schluchzte er, „du kannst nie mehr kommen, wir können nicht mehr beisammen sein, ich muß fort. Es ist alles, alles aus.“

Eveli war aufs höchste überrascht und erschrocken.

„Wo mußt du denn hin? Warum mußt du fort? Wer hat es dir befohlen?“ fragte es hintereinander in großer Aufregung.

Aber es mußte erst einige Zeit warten, bis der Beni, dem jetzt in Evelis Gegenwart die Sache erst recht traurig vorkam, sich soweit gefaßt hatte, daß er zusammenhängend erzählen konnte, was vorgefallen war. Er hatte zuweilen Anfälle, so daß er nichts mehr von sich wußte und dann von seinem Stühlchen fiel. Wenn dann die Base etwa einmal zufällig heraustrat, denn hören konnte sie ihn ja nicht, so hob sie ihn wieder auf und setzte ihn wieder aufs Stühlchen, oder sie brachte ihn in sein Bett, wo er dann wieder zu sich kam.

Heute sei er schon früh am Morgen heruntergefallen, erzählte Beni weiter, und wie er erwacht sei, habe er noch auf dem Boden gelegen und habe nicht aufstehen können und die Base habe er nicht errufen können, wie laut er auch geschrien habe. Und es habe ihm so weh gethan auf der Seite und thue ihm noch immer weh. Lange nachher sei dann die Base gekommen und er habe zuerst fast nicht sitzen können und habe ihr gezeigt, wo es ihm so weh thue und da habe sie gesagt, man müsse zum Doktor und sei gegangen. Dann habe sie den Bericht gebracht, man müsse ihn ins Krankenhaus hinunterbringen, gleich morgen; dort müsse er eine gute Zeit lang bleiben, so hatte der Doktor befohlen.

Das war nun auch für Eveli eine traurige Nachricht. Jetzt eben in der schönen Ferienzeit sollte alles abgebrochen werden, es sollte gar nicht mehr zu Beni gelangen können, eine ganze lange Zeit nicht, vielleicht den ganzen Sommer nicht mehr. Eveli wußte gar keinen Trost. Es saß am Boden neben Benis Stühlchen und nun es ihn so ansah, wie traurig er dreinschaute und es daran dachte, daß er morgen in das große Krankenhaus hinunter mußte zu lauter fremden Menschen und vielleicht nie mehr zurück kommen würde, da fing Eveli auch leise zu weinen an und Beni, der gar nicht recht aufgehört hatte, begann aufs neue zu schluchzen zum Erbarmen. Heute konnten sie nicht mehr lernen und auch kein Ton konnte gesungen werden.

Am andern Morgen, als Eveli auf dem Wege zur Schule hinüberschaute, stand das Stühlchen nicht mehr unter der Birke, also war es wirklich wahr, der Beni war am frühen Morgen schon fortgebracht worden. Jetzt stieg es dem Eveli so würgend den Hals hinauf, als müßte es laut aufschreien. Aber mit verweinten Augen in die Schule kommen, nein, das durfte es nicht. Es rannte aus allen Kräften den Berg hinunter.

Erst am Nachmittag, nachdem noch der junge Better Hans am Tisch recht gespottet hatte: „Das Eveli muß ein Nönnchen werden; jeden Tag schlägt es die Augen ein wenig tiefer zu Boden, zuletzt thut es sie gar nicht mehr auf, dann bohrt es seinen Weg nur noch so weiter, wie ein Maulwürfschen“, worauf ein ungeheures Lachen gefolgt war, konnte Eveli seinen Kummer bei der Großmutter ausschütten.

Es erzählte ihr alles, was mit dem Beni geschehen war und wie er nun verschwunden sei, vielleicht für alle Zeit, so daß es ihn gar nicht mehr sehen werde. Aber die Großmutter sagte, Eveli solle nicht vergessen, was sie ihm auch schon gesagt habe; wenn der liebe Gott einem Menschen etwas Schweres zu tragen schicke, so lege er allemal einen Segen darunter, den man nur nicht gleich sehen könne, weil ihn das Schwere verdecke; aber wenn das abgetragen sei, komme er hervor und sei so, daß man zuletzt noch für alles danken könne. Jetzt müsse Eveli für ein-

mal nur an den Beni denken und nicht an sich, und für den armen Buben sei die Verletzung ins Krankenhaus eine Wohlthat; da habe er gute Pflege und sei nie so verlassen wie daheim, wo sein Vater von früh bis spät fortgewesen sei und er mit der gehörlosen Base ja nie ein Wort habe reden und sie nicht einmal errufen können, wenn ihm Hilfe so nötig gewesen wäre. Eveli wollte es wohl so machen und nur an den Beni denken, wäre er nur nicht selber so trostlos gewesen, daß er gehen mußte.

Im Heimweg eilte es atemlos an der Stelle vorbei, wo man die Birke sah. Es konnte nicht aushalten, hinüberzuschauen, wo alles leer war. Noch vier Tage hatte es den Weg zu machen, dann kam der Sonntag und die Ferien begannen. Im Gedanken an die vielen, schönen Nachmittage, die es mit Beni in der kommenden Ferienzeit hätte zubringen können, mußte es während der vier Tage auf seinem Schulwege noch manches Thränenlein verschlucken.

Am Sonntagmorgen duckte Eveli sich so tief es konnte in die Fensterecke mit seinen roten Kornblumen, deren schöne Blätter es in der Mutter Gesangbuch einlegen und trocknen wollte. Eveli wußte wohl, warum es sich so tief duckte und versteckte. Es war die Zeit, da die Brüder zur Mutter hereinkommen würden mit ihren Angelegenheiten vom Sonntagshalstuch, den Hemdenknöpfen und was die Mutter noch für den Sonntagstaat herschaffen sollte. Da

waren sonst schon beide immer pressiert, daß alles fertig sei, bevor der Vater komme, weil dieser sagte, sie brauchen nicht solches Firlifanzzeug zu begehren. So wußte denn Eveli wohl, daß es sich verkriechen mußte, um ihnen nicht in die Füße zu kommen. Jetzt wurde die Thüre mit ziemlichem Lärm aufgemacht und ein fester Schritt kam herein. Eveli schaute unter dem Tisch durch zur Thür, welcher es sei; es war aber keiner von den Brüdern, sondern der junge Vetter Hans.

„Guten Tag, Base! Wo ist das Eveli?“ rief er im Hereintreten. „Es wird wohl schon den Kopf unter die Flügel gesteckt und sich im Stroh verkrochen haben, wenn es mich hat kommen sehen, aber es hilft ihm nichts, es muß heraus!“ Nun mußte er aber sehr lachen, weil das Eveli wirklich so erschrocken aus der Ecke hervortauchte, als käme es aus dem Strohversteck heraus. „So hast du's gewagt?“ fuhr er lachend fort, „die Großmutter schickt mich; sie hat gesagt, wenn ich und du nicht wären, so thäte ihr kein Mensch mehr einen Gefallen. Wir sind noch zwei Brave, gelt? Sie hat Bericht bekommen, du sollest ins Krankenhaus herunterkommen, die Base werde wohl nichts dagegen haben.“

Eveli wußte gar nicht, was es hörte; war es wirklich wahr? Durfte es den Beni im Krankenhaus besuchen? Es schaute die Mutter fragend an. Sie nickte freundlich und sagte: „Ja, ja, du darfst schon gehen.“

„Wann?“ fragte Eveli, immer noch unsicher über das Glück.

„Heut' um zwei Uhr und nachher wieder, so viel ich verstanden habe“, berichtete Hans.

„Ist's zum Beni? darf ich dort zum Beni?“ fragte Eveli, seiner Sache noch nicht recht gewiß.

„Zum Benjamin Lorch, Krankenhaus Unterwies“, sagte Hans feierlich.

Jetzt mußte Eveli vor Freude gar nicht, was es zum Hans sagen sollte.

„Willst du eine Giselbirne?“ kam dann wie eine plötzliche Eingebung heraus.

„Ja natürlich“, lachte der Hans; „du wirst aber wohl keine haben, sie sind ja noch gar nicht reif.“

Die Mutter hatte aber heute früh am obersten Ast, der so schön der Sonne zugekehrt war, die erste reife Frucht am Giselbirnbaum entdeckt; die hatte sie heruntergeschlagen und dem Eveli gebracht. Es zog jetzt die Birne aus der Tasche und hielt sie dem Hans hin. Sie war rot und gelb und kugelförmig vor Reife.

„Boztausend, sieht die schön aus!“ rief der Hans aus, ergriff sie und mit seinen festen Zähnen biß er so gewaltig in die saftige Birne, daß es spritzte und krachte. Und wieder und wieder, bis sie mit Haut und Kern verschwunden war. „Das war die beste Birne, die ich in meinem ganzen Leben gegessen habe“, sagte Hans vergnügt,

„so voller Saft und so in die Hitze hinein. Jetzt werde ich aber auch immer deine Partei nehmen, Eveli, wenn du wieder bei uns bist, und wenn die andern dich wieder auslachen wollen, dann lach' ich sie selber so furchtbar aus und sage ihnen solche Sachen ins Gesicht, daß sie nur froh sein müssen, wenn ich wieder schweige. Du sollst einmal sehen, Eveli, wie das wirken wird! Von jetzt ab halte ich es immer mit dir, zähl darauf! Jetzt muß ich heim, lebet wohl!“

Damit verabschiedete sich der Hans und das Eveli schaute ihm voller Dank nach; auf einmal hatte es einen Beschützer in ihm gewonnen, es wußte gar nicht wie, aber es war so froh darüber.

Kapitel IV.

Im Krankenhause.

Eveli meinte, heute wolle es gar nie zwölf Uhr werden, denn dann käme das kurze Mittagessen und nachher könnte es fort. Aber es wurde auch heute zwölf Uhr und sobald der Vater und die Brüder ihr Essen beendet und die Stube wieder verlassen hatten, lief es der Mutter in die Küche nach und fragte eilig: „Kann ich nun gehen?“ Sie meinte, es habe gar keine Eile; noch wären es fast zwei Stunden bis um zwei Uhr und vorher dürfe es nicht ins Krankenhaus eintreten. Sie erlaubte ihm aber doch, zu gehen, da sie sah, daß das Kind keine Ruhe mehr hatte, nur müsse es unten warten, es könne ja zur Großmutter gehen, bis die Zeit da sei. Nun lief Eveli. So schön wie heute alles draußen war, hatte Eveli es noch gar nie gesehen. An den glänzenden Weißdornhecken kletterten die hellroten Winden überall empor, der Thymian duftete unter allen Hecken und an den grünen Halden, die alle in der Sonne schimmerten. Aber wo die Felder angingen, da

kam das allerschönste: da schauten die blauen Kornblumen zwischen den hohen Ähren mit so fröhlichen Augen heraus und der rote Mohn glühte und leuchtete daneben und dahinter und auf allen Seiten. Die Blumen mußte Eveli haben, die roten und die blauen, so viele nur zu haben waren; die würden gewiß dem Beni Freude machen, nun er ja gar nicht mehr draußen sitzen und Blumen und Wiesen und Hecken nicht mehr sehen konnte. Eveli kam in einen solchen Eifer, dem Beni so viel als nur zu erreichen waren, von den schönen Blumen zu bringen, daß es pflückte und pflückte, und immer kamen noch schönere zum Vorschein; ganze Büsche von den blauen Kornblumen wurden drüben sichtbar und dort flimmerte es wie Feuer von den roten durch das grüne Korn — Eveli mußte die haben und noch viel blaue, dort waren noch die allerschönsten. Aber nun war der Strauß so groß, daß es ihn mit beiden Händen kaum mehr umspannen konnte. Nun wanderte es weiter; rennen konnte es nun nicht mehr, das erlitten die Blumen nicht, aber das war nun ganz recht, so hatte es vor dem Krankenhaus nur weniger lang zu warten. Das Blumenpflücken hatte mehr Zeit gebraucht, als Eveli in seinem Eifer bemerkt hatte. Eben war es unten im Dorf angekommen und ging hinter dem Kirchhof über die Wiese, dem Krankenhause zu. Da schlug es zwei Uhr vom Kirchturm. So konnte Eveli gleich in das einzelnstehende Haus eintreten, um das es rings-

herum ganz still war. Eine der pflegenden Schwestern kam heraus.

„Bist du etwa das Eveli, das den Beni besuchen will?“ sagte sie freundlich, „so komm gleich mit da hinein.“

Sie öffnete die Thür. Eveli trat in eine Stube ein, wo mehrere kleine Betten standen; in den einen lagen franke Kinder, die andern waren leer; es schaute ringsherum, dort im schönen, saubern Bett saß der Beni aufrecht und lachte mit leuchtenden Augen zu Eveli herüber. Es lief zu ihm und legte gleich den ungeheuren Blumenstrauß vor ihn hin. Eveli hatte gesehen, daß eine Thür zu einem andern Zimmer offen stand; es hatte aber nicht hineingeschaut und war geradeaus zu Benis Bett geeilt. Aber die roten und blauen Blumen hatten dort hineingeleuchtet, wie es sie vorbeitrug, und eine bittende Stimme rief jetzt herüber: „Bring mir doch auch eine davon, nur eine!“

Eveli verstand, was gemeint war und schaute den Beni fragend an; es hatte sie ja alle ihm zum Geschenk gebracht. Da nahm er zwei blaue und zwei rote aus dem Strauß und sagte: „Bring ihnen nur die alle; sie müssen so viel leiden dort drinnen; ich höre sie wohl stöhnen.“

Die Schwester, die in der Nähe stand, kam nun herzu und sagte, es sei recht, wenn Eveli so thun wolle; sie werde mit ihm gehen. Nun erfaßte Eveli seinen unge-

heuern Strauß wieder und folgte der Schwester in das andere Zimmer. Es war ein großer Saal; noch viel mehr Betten standen drin als in Venis Stube, und fast in jedem der Betten lag eine franke Frau. Als Eveli mit seinem schimmernden Strauß eintrat, da rief es von allen Seiten: „O wie schön, o wie schön! O bring mir auch eine! Und mir eine!“ Da wanderte Eveli von einem Bett zum andern und legte immer zwei Blumen auf jede Decke, eine rote und eine blaue, und die bleichen Frauen schauten Eveli so dankbar an und hielten alle ihre Blumen in den Händen, daß es aussah, als wäre ein großes Fest in dem Krankensaal. Aber auch nach dem Austeilen hatte Eveli immer noch einen großen Strauß in der Hand; es hatte ja eine solche Menge von Blumen gepflückt. Es schaute fragend auf die Schwester, ob es wohl noch einmal mit dem Austeilen beginnen solle. Die Schwester nahm Eveli bei der Hand.

„Komm, du kannst noch mehr Freude machen“, sagte sie und ging mit ihm zur Thür.

Da riefen ihm die Frauen noch zu: „Komm auch wieder zu uns: Gelt, du kommst wieder?“ Und Eveli versprach so gern, daß es wieder kommen wolle. Ein solches Glück, wie es jetzt sein Herz erfüllte, hatte Eveli noch gar nie empfunden. Alle die leidenden Frauen wünschten, daß es wieder zu ihnen komme, und es konnte ihnen alle Tage etwas bringen, das ihnen Freude machte. Die

Schwester ging mit Eveli über den Gang und öffnete wieder eine Thüre. Wieder trat es in einen großen Saal, der voller Betten stand; da lagen junge Männer mit abgezehrten Gesichtern und wieder ganz alte mit grauen Bärten und schneeweißem Haar.

Eveli stand einen Augenblick still an der Thür, aber da rief gleich einer: „Komm du nur heran, du mußt dich nicht fürchten. Gibst du mir auch eine von den Blumen?“

Und nun ertönten so viele Stimmen, noch verlangender als bei den Frauen. Da rief einer: „O die Kornblumen, o könnt' ich doch die Kornfelder sehen! Gib mir auch eine von den blauen!“ Und so mancher von ihnen rief und bat und dankte dem Eveli so herzlich, wenn es ihm die zwei Blumen aufs Bett legte, wie es bei den Frauen gethan hatte. Zuhinterst an der Ecke lag noch einer, vor dem fürchtete Eveli sich ein wenig; sein Bart und sein Haar sahen so verwildert aus. Er hatte sich in seinem Bett aufgesetzt und schaute mit so scharfen Blicken nach den Blumen, daß Eveli sich noch mehr fürchtete und dachte, dem sei es vielleicht doch im Weg. Es blieb stehen und überlegte, ob es umkehren sollte.

„Komm nur, komm nur, ich thue dir nichts zuleid“, sagte der Kranke jetzt, indem er dem Kinde verlangend die Hand entgegenstreckte. „Zeig mir sie nur, wenn du sie nicht gerne geben willst, aber gib mir eine in die Hand.“

So, danke, du bist ein braves Kind. Wo hast du sie genommen? Am Berg, sagst du? Jetzt wird's bald reif sein, das schöne Korn, und ich kann nicht hinaus. Ich kann nicht in meinen Acker; da bin ich an der Kette." Der Mann warf sich stöhnend auf sein Lager zurück. Eveli wollte gehen. „Wart noch einen Augenblick nur, einen Augenblick noch“, bat er, „so bist du am Berg gewesen? Wie sieht das Korn aus? Ist's schon gelb? O, wenn ich die Ähren sehen könnte!“

„Ja, ich meine, es ist schon gelb an vielen Orten“, sagte Eveli, „aber ich habe es nicht so recht angeschaut, weil ich nur auf die Blumen sah, aber morgen will ich es recht ansehen, und will es Euch dann sagen.“

„Du bist ein braves Kind, ja, komm wieder und bring mir den Bericht“, bat der Kranke, „und eine Kornblume bringst du mir auch wieder mit, gelt?“

Eveli versprach, und nun es wieder durch den Saal zurückging, um ihn zu verlassen, streckten ihm die Kranken aus allen Betten noch die Hände entgegen und dankten ihm und alle baten, es solle doch wiederkommen. Eveli war so voller Glück und auch so voller ungeheurer Bewunderung, daß es wie im Traum der Schwester folgte. Nie hätte es sich vorstellen können, daß ein Mann für eine Blume danken würde und eine Freude daran haben könnte, und was hatte es von Dank und Freude gesehen und gehört an diesen Krankenbetten! Und daß es diese

Freude verbreiten durfte, das war für Eveli ein unfaßbares Glück.

Jetzt war es wieder in Beni's Stube angelangt. Er saß, von Kissen fest gestützt, so aufrecht und behaglich in seinem Bett, wie er auf seinem Holzstühlchen nie hatte sitzen können. Über die schöne Decke gebreitet lag ein plattes, hölzernes Brett wie ein Tisch, der auf beiden Seiten am Bett fest gemacht war. Darauf lag eine schöne, neue Schiefertafel und ein Griffel dabei.

„Sieh, sieh“, sagte Beni freudestrahlend, „das hat mir die Schwester Marie gebracht, und sie erlaubt, daß du alle Tage um zwei Uhr zu mir kommst und mit mir lernst und singst und erzählst, wie daheim; ich habe ihr alles erzählt.“

Eveli war so überwältigt von dem neuen Glück, daß es gar nichts sagen konnte, nur in unaussprechlichem Vergnügen einmal die schöne Tafel, aber dann gleich wieder den Beni betrachten mußte, der so bequem und frisch und sauber in seinem Bette saß. Dem Eveli war's zumute, als möchte es laut singen und jauchzen vor Freude. Beni meinte, nun wollten sie gleich zu lernen beginnen, Eveli habe ihm ja von fünf Tagen her zu zeigen, was sie in der Schule gelernt hatten. Da trat aber seine Pflegerin, die Schwester Marie, die immer in der Nähe geblieben war, herzu und sagte, heute sei es Sonntag, da lerne man nicht. Die Kinder haben ja noch viele Tage vor sich, da sie ihre Übungen fortsetzen könnten; heute solle Eveli nun lieber seine

Lieder singen, von denen Beni ihr auch erzählt hatte. Damit waren die Kinder auch zufrieden und Eveli begann in der Freude seines Herzens so frisch und froh seine Lieder zu singen, daß es war, als stiege eine kleine jubelnde Lerche zum Himmel auf und singe ihre Lieder über die Kornfelder und alle blauen und roten Blumen hin, die darin standen. Beni konnte es gar nicht genug bekommen: so hatte Eveli noch nie gesungen. Sobald ein Lied zu Ende war, bat er: „Noch eins, und dann noch eins, und: hör doch noch nicht auf!“ Und Eveli sang fort und fort mit heller Stimme, bis es zuletzt sagen mußte: „Jetzt weiß ich kein einziges mehr.“

Die Schwester hatte, ohne daß Eveli es sehen konnte, die beiden Thüren zum anstoßenden Krankensaal weit aufgemacht. Nun rief die bleiche Frau, die zunächst der Thüre lag: „Das war ein schöner Sonntag! Bring ihn uns auch wieder!“ Und andere schwache Stimmen hörte Eveli noch, die baten: „Sing auch einmal hier drinnen bei uns.“

Aber nun kam die Schwester heraus und sagte, die Zeit sei da für Eveli, das Krankenhaus zu verlassen, aber morgen und jeden Tag um diese Zeit dürfe es wiederkommen; es könne auch sehen, daß die Kranken alle es mit Freude erwarten.

Eveli konnte nicht schnell genug den Berg hinaufkommen, um der Mutter alle die wunderbaren Ereignisse vom Krankenhaus, die es eben erlebt hatte, mitzuteilen.

Jetzt hatte sie auch ein wenig Zeit, zuzuhören; am Sonntag Abend kam immer ein Augenblick, da die Mutter ums Haus herum ging oder vor dem Hause im Krautgarten bei den Mainelkenstöcken still stand, ohne die Eile aller ihrer Schritte des Werktags zu zeigen. Hier im Krautgärtchen stehend, hörte sie still Eveli an, wie es mit ungewohnter Lebhaftigkeit seine Erlebnisse im Krankenhaus erzählte, von Beni und seinem herrlichen Bett und den festen Kissen, an die er seinen schwachen Rücken lehnen und sich so schön stützen konnte. Und wie es nun die andern Kranken und ihre leidenden Gesichter schilderte und dann die Freude, die sie beim Anblick der Blumen gezeigt hatten, da schoß in Evelis Augen ein so wunderbarer Strahl von Liebe und Mitgefühl auf, daß die Mutter erstaunt das Kind ansah; so hatte es noch nie ausgesehen: „Du mußt morgen zur Großmutter gehen und ihr alles erzählen, es wird sie freuen“, sagte die Mutter.

Eveli hatte wohl verstanden, daß seine Blumen den Kranken alle die schönen Wiesen und sonnigen Kornfelder, die sie kannten, vor Augen gebracht und sie deshalb so besonders gefreut hatten. So raufte es denn am folgenden Tag, nachdem es einen ebenso großen Strauß von Kornblumen wie gestern gepflückt hatte, noch eine Menge von den würzig duftenden Thymianbüschen aus und packte sie in seine Schürze, denn zum Strauß konnte es nichts mehr umfassen, als noch einen einzigen langen Halm mit der vollen

Kornähre daran. Eveli wußte wohl, daß man keine Ähren ausrupfen durfte, aber es dachte, eine einzige dürfe man doch einem Kranken bringen. Der wohlriechende Thymian, dachte es, müßte erst recht den eingeschlossenen Kranken alle grünen Hecken und sonnigen Halden, wo er wuchs, vor Augen bringen.

So kam Eveli ganz beladen im Krankenhaus an. Die Schwester wollte es gleich zu Beni hineinführen, aber es begehrte zu ihrer Verwunderung zuerst in den Männersaal einzutreten. Hier ging es durch den ganzen, langen Saal bis zum letzten Bett; dort bei dem struppig aussehenden, bärtigen Mann blieb es stehen. „Hier ist eine Ähre aus dem großen Kornfeld vom Mittelberg“, sagte Eveli; „hier könnt Ihr sehen, wie schön gelb sie sind, und im Sonnenschein sind sie ganz golden.“

Der Mann faßte den Halm mit zitternder Hand, betrachtete die Ähre um und um. Die Körner waren fest und vollkommen, noch brauchten sie nur wenig Zeit bis zur vollen Reife. „O, wie schön sie ist; ein ganzer Acker voll solcher Ähren. Den zu sehen“, sagte der Kranke jetzt stöhnend. „Hast du gesagt, aus dem großen Kornfeld am Mittelberg? Ist's das, wo mitten darin die große Eiche steht, oder auf der andern Seite, wo der Blitz den Birnbaum zerrissen hat?“

„Vom Feld, wo die große Eiche steht, habe ich die Ähre genommen“, sagte Eveli

„Sie ist von den meinen, so sehen sie aus, und ich muß da liegen und kann nicht hinaus. O, meine schönen Ähren! Mein schönes Korn!“

Dem Manne, der so verwildert aussah, standen jetzt die Thränen in den Augen. Das ging dem Eveli so zu Herzen, daß auch die seinigen augenblicklich voller Thränen waren.

„Ihr werdet vielleicht bald wieder gesund und könnt wieder hinaus“, versuchte es zu trösten.

„Du meinst es doch gut mit mir, das sehe ich“, sagte der Mann, seine Augen wischend. „Komm, sitz ein wenig auf den Stuhl an meinem Bette nieder; deine Blumen riechen auch so gut heute; es ist als wäre man droben am Berg. Hast du Thymian im Schürzchen?“

Eveli bejahte es und öffnete das zusammengepackte Schürzchen. Der starke Duft strömte durch das Zimmer. Eveli hörte, wie da und dort ein lautes „Ah“ ertönte, so als wäre dem einen und andern eine große Erquickung zuteil geworden.

Im nächsten Bett lag ein junger Mensch, noch fast so jung wie der Vetter Hans, aber so mager und weiß, als wäre er nie an der Sonne gewesen. Der war schnell aufgeschossen in seinem Bett und zog in langen Atemzügen den Duft ein. „So riecht's bei uns daheim im Gärtchen“, jagte er, „o wie lang' hab' ich's nie mehr gesehen! Das bringt mir alles vor die Augen, das Mäuerchen, wo der

Thymian daran hinaufflettert, und den rauschenden Bach dahinter unter den Erlen.“

Der Kranke kehrte sich ab und drückte sein Gesicht ins Kissen. Eveli stand auf und legte ihm schnell ein Büschelchen Thymian auf das Bett, dann wollte es gehen. Aber der Alte rief: „Nein, nein! noch nicht, komm, sitz noch einmal her; ich muß dir noch etwas sagen.“

Eveli gehorchte.

„Sie haben gesagt, du habest gestern im andern Saal schöne Lieder gesungen; sing uns auch eins, wir hören's auch gern.“

„Ja, wir hören's auch gern“, sagten noch andere, und Eveli begann das Lied „vom Genesen“ zu singen; es dachte, das würde der Alte vielleicht gern hören. So war es auch; er lauschte wie gebannt bis zum letzten Ton. Jetzt stand Eveli auf. „Aber morgen wieder, gelt, jeden Tag ein Lied, willst du?“ fragte er, „und dann einmal wieder eine Ähre, aber erst in ein paar Tagen, nicht zu viel. Und wem gehörst du auch, daß du dort am Mittelberg vorbeikommst?“

„Dem Nesselbauer am Forst“, antwortete Eveli.

Der Kranke fuhr zusammen, als hätte er einen Schlag erhalten.

„Das ist nicht wahr“, rief er mit vor Zorn zitternder Stimme, „dem gehörst du nicht! Du wirst sonst bei ihm sein, du gehörst andern Leuten.“

„Nur noch der Mutter“, sagte Eveli erschrocken.

Der Kranke schaute das Kind durchbohrend an: „Du siehst ihm kein bißchen gleich“, sagte er dann mit ruhigerer Stimme, „du wirst wohl sein wie deine Mutter. Du mußt nicht erschrecken vor mir, ich thue dir nichts, komm nur wieder, willst du?“

Eveli versprach es, legte dann schnell von seinen Blumen auf alle Betten und ging nun zum Beni hinüber.

Es war etwas spät geworden; schon lange hatte der Beni nach der Thür geschaut, ob denn Eveli immer noch nicht eintreten würde. Als es ihm aber nun erzählte, wie es aufgehalten worden sei, da war er gleich ganz zufrieden und sagte, er wolle gern alle Tage warten, bis es von den Kranken kommen könne. Beni wußte so wohl, wie das Leiden thut und mochte jedem, der leiden mußte, gern eine Freude gönnen. Er war auch so beglückt und hatte Eveli so viel zu erzählen: Es solle nur denken, manchmal komme die Schwester Marie an sein Bett und zeige ihm neue Striche und ganze Buchstaben zu machen, und auch ein Abc-Buch habe sie ihm versprochen. Dann könnte es wohl sein, daß er vielleicht noch ein wenig schneller vorwärts komme als das Eveli selbst, weil er ja so viel Zeit zum Lernen habe. Er sah dabei erwartungsvoll seine Lehrerin an.

Über diese Nachricht freute sich nun Eveli so ungeheuer und von Herzen, daß der Beni jetzt erst recht in Freude darüber ausbrechen durfte, denn er hatte im stillen besorgt,

Eveli könnte doch ein wenig betrübt werden, wenn er ihm noch vorauskommen würde. Aber Eveli hätte gar nichts als die ungeheuerste Freude empfunden, wenn der Beni heute noch gelesen hätte wie ein Sechsklässler.

Als Eveli heute das Krankenhaus verlassen hatte, lief es dem Hause des Veters zu. Die Mutter hatte ihm ja gestern befohlen, es solle zur Großmutter gehen, und es wünschte auch selbst, dahin zu kommen, es mußte der Großmutter durchaus etwas mitteilen. Wenn es sie nur auch allein finden würde!

Richtig, ganz allein saß sie in der Stube an ihrem Spinnrad. „Großmutter“, rief es ihr schon unter der Thür entgegen, „er ist schon hervorgekommen, er ist schon da!“

„Wer? Wer?“ fragte die Großmutter erstaunt.

„Der Segen, weißt du, der Segen, der unter dem Schweren lag, das der liebe Gott uns zugeschickt hatte,“ berichtete Eveli eifrig. „Weißt du, du hast gesagt, er liege immer unter dem Schweren, wir sehen's nur nicht gleich, aber zuletzt komme er doch hervor und bei uns ist er so bald hervorgekommen!“

Und Eveli begann der Großmutter zu erzählen von all' dem Segen, der ihm selbst und dann erst recht dem Beni geworden war durch das Ereignis, das sie beide so traurig gemacht, daß sie gemeint hatten, sie könnten nie mehr froh werden. Die Großmutter konnte vor Freude gar nicht mehr spinnen, sie konnte nur zuhören und einmal

ums andere sagen: „Habt ihr auch dem lieben Gott gedankt? Vergiß auch nicht zu danken, Eveli!“

Und wie sie nun alles gehört und sich so recht mit Eveli über alles gefreut hatte, sagte sie: „Siehst du, Eveli, wenn nun einmal wieder etwas Schweres an dich kommt, und es kommt noch manches, dann denk daran, daß der liebe Gott sicher einen Segen hineingelegt hat, aber er kommt dir dann nicht immer so bald vor die Augen, wie es dies Mal gegangen ist und auch nicht immer in solcher Weise; manchmal ist es auch ein Segen, den du gar nicht sehen kannst; er kann ganz verborgen an dich heran kommen, daß du es gar nicht einmal weißt, wenn er schon da ist. Das mußt du nie mehr vergessen, Eveli, dann kannst du dich auch gleich ein wenig getrösten, wenn das Schwere an dich kommt, und kannst denken, wenn es auch schwer ist, so weiß ich doch, daß der liebe Gott etwas Gutes für mich im Sinn hat.“

Eveli meinte schnell, das werde es nie, nie in seinem ganzen Leben vergessen.

Aber die Großmutter sagte, das sei gar nicht so leicht, wie es eben jetzt meine, da es den Segen so deutlich vor Augen habe; so gehe es andern Leuten auch; aber wenn dann neues Schweres auferlegt werde, so sehe man nur das und denke vor Kummer darüber nicht mehr daran, wie es der liebe Gott mit uns gemeint hatte und immer noch meine.

Kapitel V.

Der Kesselbauer erlebt Überraschendes.

Jeden Tag der schönen Ferienwochen kam Eveli mit einem neuen Blumenstrauß zum Krankenhaus hinunter und jeden Tag war sein Erscheinen von allen den Kranken so ersehnt, daß man voraussehen konnte, es bringe jedem etwas mit, das ihm wohl machte. Vor allen war es der Alte in der Ecke, der jeden Tag wieder mit der größten Ungeduld und Verlangen das Kind erwartete. Wenn die Zeit nahte, konnte er die pflegende Schwester immer wieder zu sich rufen und fragen: „Ist das Kind noch nicht gekommen?“ Und war Eveli da, so mußte es sich gleich zu ihm hinsetzen und es kam dann eine gute Zeit nicht wieder fort, denn wenn er es bat, ihn noch nicht zu verlassen, er habe ja auf der ganzen Welt sonst keinen Menschen, der zu ihm komme und sich um ihn kümmere, dann blieb Eveli immer wieder sitzen und that ihm alles, was er wünschte und von dem er sagte, es helfe ihm seine Schmerzen zu vergessen. Nicht nur mußte Eveli ihm täglich ein paar Lieder singen,

er hatte nun auch herausgefunden, daß es ganz kurzweilig zu erzählen wußte. Seither konnte er es nie genug bekommen, das ihm Eveli die Geschichten erzähle, die es vom Lehrer wußte und auch noch alle die alten Begebenheiten, die ihm die Großmutter erzählt hatte.

Als die letzte Ferienwoche zu Ende ging, erkundigte er sich bei Eveli, was nun geschehen werde, ob es trotz der Schule doch täglich ins Krankenhaus kommen könne. Es meinte, an den zwei Nachmittagen, da keine Schule sei, komme es immer und auch am Sonntag; an den andern Tagen dürfe es vielleicht nur einen kurzen Besuch machen, weil es sonst zu spät würde, noch allein den Berg hinauf zu gehen. Da mußte es dem Kranken versprechen, daß es jedesmal noch an sein Bett komme, wenn es auch nur für kurze Zeit sei, und an den freien Tagen dann immer, um länger bei ihm zu bleiben. Eveli wollte alles herzlich gern versprechen; es kannte ja keine Freude, die so groß war wie diese, von jemand so begehrt zu werden und ihm wohlthun zu können. Am letzten Ferientag hatte der Kranke noch um alle Lieder gebeten, die er gern singen hörte, und noch lange hatte Eveli bei ihm sitzen und ihm erzählen müssen, wie es in den Äckern und Wiesen und auf den Bäumen aussähe am ganzen Berg und besonders um die Felder vom Mittelgut. Als Eveli endlich doch gehen mußte, da zog der Kranke mühsam ein Papierchen unter seinem Kissen hervor und sagte: „Da, verlier es nicht, bring's deinem Vater.“

Eveli steckte es in die Tasche und lief nun zu Beni, um auch bei ihm noch ihren Ferienabschied zu nehmen. Es war aber kein trauriger Abschied; die Kinder hatten ja keine Trennung vor sich. Die freundliche Schwester Marie hatte Eveli die Erlaubnis gegeben, ins Krankenhaus zu kommen, so oft es Zeit habe. Drei volle Nachmittage in der Woche blieben ja immer noch und noch manche Stunde an den andern Tagen, wie Eveli hoffte. Dazu wußte der Beni, daß er nicht mehr so allein sein würde wie früher während der Schulstunden; die Schwester Marie war so gut mit ihm; um wie viele Buchstaben er durch ihre Hilfe dem Eveli nun schon voraus war, wagte er nur gar nicht zu sagen; er barg seinen Reichtum wie den köstlichsten Schatz. Dabei konnte er ja für Eveli hoffen, daß es nach und nach zu denselben Schätzen gelangen werde, nun die Schule wieder begann.

Eveli eilte nun heim. Es hatte aber in seinem Leben noch so wenig mit seinem Vater verkehrt, daß es sich fürchtete, ihm das Papierchen selbst zu übergeben. Es suchte schnell die Mutter auf und berichtete ihr, was der Mann ihm aufgetragen hatte und bat, sie solle dem Vater die Sache übergeben. Die Mutter faltete das Papierchen auseinander und las was darauf stand; dann legte sie es wieder zusammen.

„Nein, Eveli, das mußt du selbst dem Vater übergeben“, sagte sie, „er kommt jetzt gleich herein.“

Dann ging sie nach der Küche. Angstvoll stand Eveli da mit dem Papier in der Hand, als der Vater eintrat. Jetzt streckte es ihm den Fegen entgegen und sagte: „Der Kranke hat gesagt, ich solle Euch dies geben.“

„Was für ein Kranker? Was ist das Dummes?“ sagte der Vater brummend.

„Ich weiß nicht“, antwortete Eveli und hielt immer noch sein zerknittertes Papier hin.

Jetzt nahm es der Vater. Er legte es auseinander; es war inwendig überschrieben. Die Buchstaben waren groß genug; er konnte wohl lesen, was da stand. Er las:

„An den Kesselbauer.“

„Ihr könnt das Stück Land haben, heut' noch, wenn Ihr wollt. Ihr habt es Eurem Kind zu danken, nicht mir; es hat mir Gutes gethan. Daß Ihr ein solches Kind habt, nimmt mich nur wunder.“

Ihr könnt das Land um den ersten Preis haben, wie ich es angeschlagen hatte; ich will den Profit nicht auf Euch machen um des Kindes willen.

Kall, der Mittelbauer.“

Der Vater schaute über den Brief hinaus sein Kind an, als habe er es noch nie gesehen. Er hatte es auch wirklich noch wenig betrachtet. Er wußte gar nicht, woran er war, das konnte man ihm ansehen. Er las noch einmal seinen Brief von vorne an. In diesem Augenblick

kamen nun auch die Brüder zum Abendessen herein. Da sie sich gestritten hatten, waren sie beide noch voller Zorn, und Heini, der die Thür jetzt aufschlug und zuerst hereinpolterte, wäre diesmal wirklich fast über das Eveli hinaus gefallen, denn es stand an einem ganz ungewohnten Platz bei der Thür, weil es immer noch vor dem Vater stehen geblieben war; es meinte, es müsse da eine Antwort abwarten.

„Kannst du einem denn auch gar nie aus den Füßen gehen!“ schrie der Heini auf, „du erzunnützes —“

Jetzt schlug der Vater so schrecklich mit der Faust auf den Tisch, daß alles erzitterte und sogar die großen Bursche zusammen fuhren.

„Wenn ich noch ein einzigesmal ein solches Wort von einem von euch beiden höre, so will ich euch dann einmal den Meister zeigen, daß ihr daran denkt,“ donnerte er sie an, „jetzt wißt ihr's.“

Die Bursche sahen einander verwundert an; sie konnten alle beide nicht begreifen, wie der Zorn des Vaters so auf die verkehrte Seite hatte fahren können. Erst am anderen Tag, als der Messelbauer Zeit gehabt hatte, sein Glück recht zu fassen und auch Zeit hatte zu sprechen, da es Sonntag war, redete er am Abend zu seiner Frau und seinen Söhnen von dem Angebot, das ihm der Mittelbauer gemacht hatte; den Brief gab er nicht heraus. Er hatte im Sinn, auf der Stelle ohne allen Verzug die Sache an

die Hand zu nehmen; denn ein Mann, der so unerklärlich handelte, konnte auch plötzlich über Nacht andere Gedanken bekommen. Noch etwas hatte der Kesselbauer im Sinn: das Kind, das diese Änderung in dem Entschluß des Mittelbauers bewirkt hatte, wenn man schon nicht begreifen konnte warum, hatte doch eine Belohnung verdient; die mußte es haben. Wenn dazu der Kesselbauer bedachte, was er für das Land geboten hatte und wie er es jetzt erhielt, so konnte er eine gute Belohnung wagen, ohne daß der Gewinn, den er machte, nur merklich angegriffen wurde. Er besann sich noch einen Tag darüber. Als dann am Montag der Feierabend da war und er in die Stube eintrat, rief er nach dem Kinde, er habe mit ihm zu reden. Eveli kam erschrocken aus der Küche herein, wo es der Mutter seinen neuen Schultag und seinen Mittagsbesuch bei der Großmutter mit Freuden hatte erzählen wollen. Denn der Better Hans hatte sein Wort gut gehalten; sobald einer seiner Brüder oder eine der Schwestern Eveli ein wenig bespötteln wollte, war er über sie hergefallen in einer Weise, daß alle anderen laut auflachen mußten und das Spötteln ganz aufhörte. So konnte es ja von nun an ohne allen Schrecken in des Betters Haus treten, denn der Hans würde es immer in Schutz nehmen.

„Ich habe dir etwas zu sagen“, sagte der Vater, als Eveli jetzt vor ihm stand; „du hast da etwas Gutes gethan, wenn man schon nicht weiß wie, aber du verdienst eine

Belohnung. Du kannst sagen, was du gern hättest; du mußt es haben."

Eveli schwieg.

"Sag, was du wünschest; du brauchst dich nicht zu fürchten", ermunterte der Vater, „ich kenne ja das Zeug nicht so; du wirst wohl bei den Basen unten gesehen haben, was dir gefällt."

Eveli schwieg noch.

"Nu, was ist's? Wirßt du nicht einig mit dir?" fragte der Vater, „oder wünschest du nichts?"

"Ich wünsche schon etwas", sagte Eveli jetzt schüchtern.

"So sag's heraus; ich hab' dir ja versprochen, daß du's haben sollst, sag's," befahl der Vater.

"Ich möchte gern immer im Krankenhaus bleiben, wie die Schwester Marie, und den Kranken alles thun, was ihnen wohl macht", war die leise Antwort.

Wenn Eveli auf einmal lateinisch gesprochen hätte, so hätte der Vater das Kind nicht verwunderter angeschaut, als er jetzt that; er wußte ja gar nichts, weder vom Krankenhaus, noch von Evelis Besuchen dort, noch überhaupt von seinem ganzen Thun und Wesen.

"Ich weiß nicht, was du da sagst", kam endlich langsam als Erwiderung heraus, „vom Krankenhaus und was da geht, weiß nur der Pfarrer etwas. Jetzt wünsch et was, das man thun kann".

"Den Herrn Pfarrer fragen", sagte Eveli.

Der Vater sah aus, als hätte er denselben Gedanken, wie der Mittelbauer, als begriffe er nicht, daß das sein Kind sein sollte, das nicht einmal die Hand aufmachen wollte, wenn man ihm das Beste hineinzulegen gedachte. Aber dieses zähe Festhalten an seiner Sache mutete ihn doch ganz verwandtschaftlich an.

„Das wäre mein bester Bub' geworden“, sagte er bei sich.

„Ja was denn, versprochen ist versprochen“, sagte er dann laut und entließ das Eveli.

Am Sonntag verlangte er seinen Kirchenstaat in der Frühe, denn er wollte zur Kirche, sagte er seiner Frau, die sich sehr verwundern mußte, denn der Mann ging sonst nur an den hohen Festtagen dahin. Der Nesselbauer wollte aber nicht vor den Herrn Pfarrer treten, ohne ihm in der Kirche gewesen zu sein. Erst als er wieder heim kam, teilte er seiner Frau mit, er sei nach dem Gottesdienst beim Pfarrer gewesen und dieser habe ihm Sachen gesagt, die er kaum habe glauben können. Er kenne das Eveli ganz gut und besonders die Frau Pfarrerin wisse von ihm. Sie gehe oft ins Krankenhaus und habe das Kind schon manchmal dort gesehen und mit Verwunderung bemerkt, wie es den Kranken wohl thun könne. Er habe dann dem Pfarrer Evelis Wunsch vorgelegt, worauf dieser geantwortet habe, man solle nur dem Kinde sagen, wenn es dann in seinen Unterricht komme, werde er noch recht mit ihm über die Sache reden, und wenn es einmal

konfirmiert sei, so solle es erfahren, daß er seinen Wunsch nicht vergessen habe.

Bis dahin solle man das Kind doch ja ins Krankenhaus kommen lassen wie bisher, es sei für alle dort zum Trost und zur Freude. Der Pfarrer hätte gerade von dem Kinde geredet, wie von etwas Appartem, zu dem man Sorg' haben müsse. Das hätte doch kein Mensch denken können, aber man müsse doch jetzt zusehen, daß es das Kind auch recht habe daheim und nicht etwa von den Buben übel behandelt werde, das müsse man nicht leiden.

„Man hat ihm ja auch schon den anrühigen Namen gegeben, das hätte man doch nicht thun sollen“, schloß der Bauer ein wenig reuig.

„Das Eveli hat einen guten Namen, das ist ganz in der Ordnung“, sagte die Frau „und Sorge zum Kind will ich auch haben; mich freut es nur, daß unser Herr Pfarrer es in seine Obhut genommen und dir gezeigt hat, daß es der Sorge wert ist.“

Dem Eveli teilte die Mutter mit, was der Herr Pfarrer gesagt hatte und daß sein Wunsch in Erfüllung gehen könne, sobald die Zeit dazu da sei.

Der Herbst war nun gekommen. Eveli hatte nach seiner Schulzeit nur noch eine Stunde im Krankenhaus zuzubringen, denn in die Nacht hinein durfte es nicht kommen auf seinem Schulweg. So wußte es oft nicht, wie es für den Beni und den begommenen Unterricht noch Zeit fin-

den konnte. Der Mittelbauer hatte ihm das Versprechen abgenommen, daß es jeden Tag zu ihm komme, so ging es denn immer zuerst hin und kam dann fast gar nicht mehr von ihm fort. Wenn es der Großmutter dann erzählte, wie abgemagert der Mann aussehe und wie gern er ihre Lieder singen höre, so kamen dieser dabei immer neue Geschichten in den Sinn von Menschen, die sie gekannt hatte, die nach Neu' und Leid über alles Erdenunrecht, das sie mitgethan und miterlitten, nur noch nach der Gnade Gottes begehrt hatten und endlich friedlich und ruhig in ein anderes Leben hinübergewandten seien. Das erzählte dann Eveli alles dem Mittelbauer und dieser wollte immer wieder solche Geschichten von der Großmutter hören.

Als Eveli so eines Abends noch zu Beni hereinkam und annehmen mußte, diesmal sei er sicher böse, daß es so spät komme, da schaute der Beni ihm mit strahlenden Augen entgegen und rief ihm gleich zu: „Komm' Eveli, heute habe ich dir einmal etwas zu erzählen, du kannst gar nicht denken, was! Wenn es dich nur nicht traurig macht.“

„Was dich so froh macht, das macht mich gewiß nicht traurig“, versicherte Eveli.

„Denk nur, denk, Eveli, ich kann fertig lesen, ich kann eine Geschichte lesen und ganz verstehen“, und Beni zog sein Büchlein unter dem Kissen hervor und zeigte dem Eveli eine Geschichte, die er ganz gelesen hatte. „Vielleicht kannst du's dann auch bald“, setzte er tröstlich hinzu;

„du weißt gar nicht, wie das ist, wenn man ganz allein lesen kann, was in einem ganzen Buch steht und dann in allen, allen Büchern, die man bekommt“.

Jetzt brach Eveli in einen solchen Jubel aus über diese Mitteilung, daß Beni sehen konnte, es bedurfte keines Trostes, daß es noch nicht so weit war. Nun hatte ja Beni einen so guten Ersatz, wenn es lange nicht zu ihm kam, jubelte Eveli, und nie mehr mußte er lange Weile haben und traurig werden, wenn er allein sein mußte. Aber Beni hatte noch nicht sein ganzes Glück erzählt. Heute hatte ihm auch die Schwester Marie mitgeteilt, daß er den ganzen Winter nicht heimkehren müsse, was er vor allem gefürchtet hatte. Die Aussicht auf die langen, einsamen Tage in der dunkeln Stube oder in der kalten Kammer hatten ihn oft mit Bangigkeit erfüllt.

„O, denk nur, Eveli“, rief er in strahlender Freude aus, „den ganzen Winter hier bleiben, wo es hell und warm ist, und in dem schönen Bett sitzen und nie mehr frieren im Dunkel und vom Stuhl fallen, daß es so weh thut! Und immer darf ich Geschichten lesen, denn die Schwester Marie holt mir ein anderes Buch, wenn das fertig gelesen ist, das hat sie mir gesagt. Es haben gewiß nicht viele Menschen es so gut wie ich, meinst du nicht auch, Eveli?“

Eveli freute sich so ungeheuer über diese neue Freuden-
nachricht, daß es nur immer wieder dasselbe sagen und darüber jubeln konnte.

Nun blieb der Beni ja da unter dem Schutze der guten Schwester Marie und an dem Orte, wohin es selbst immer am liebsten kam; da konnte es ihn immer wieder besuchen, jeden Tag. Solche Freude, wie sie heute erlebten, sei gewiß das größte Glück, das man erleben könne, meinten die Kinder beide.

Am Tage, als der erste Schnee fiel, schloß der Mittelbauer seine Augen. Sein letztes Wort war ein Wort des Segens gewesen, das er dem Eveli nachrief. Wenige Stunden vorher hatte Eveli noch lange an seinem Bett gesessen. Er hatte gebeten: „Sing mir: ‚Kurz ist die Nacht‘“, und während Eveli so gethan, hatte er die Hand des Kindes erfaßt und fest und fester gehalten, so als wäre die kleine Hand ein Anker für ihn in den dunkeln Wogen, die ihn umrauschten.

Die Winke, die der Arzt der Schwester Marie über Benis Zustand gegeben, machten es dieser leicht, zu erreichen, was sie selbst wünschte, daß Beni das Krankenhaus gar nicht mehr verlassen sollte. Es war die Erfüllung seines einzigen Wunsches und machte ihn zu einem der glücklichsten Menschen für die kurze Zeit, die er wohl noch in diesem Erdenleben zuzubringen hat. In seinem bequemen Bett mit dem Tischchen darüber, auf dem unausgesetzt sein Buch liegt, sitzt er mit vergnügtem Lächeln, bald mit der freundlichen Schwester Marie im Gespräch, dann wieder lang in sein Buch vertieft, bis zu

dem Augenblick, da das Eveli bei ihm erscheint, und nun von beiden Seiten die lebhaftesten Mittheilungen alles andere verdrängen.

Jeden Tag des neuen Sommers erscheint Eveli wieder mit seinen großen Blumensträußen im Krankenhaus, allen zur Freude und Erquickung. Der Herr Pfarrer aber vergißt nicht, welcher Wunsch dem Eveli erfüllt werden soll, sobald die rechte Zeit dazu gekommen ist.

1

Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page.